

Friedrich Riggerbach-Stehlin

Autor(en): Emanuel Probst

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1905

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/01def4fa-c63b-42c7-b933-df8cf4550aee>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

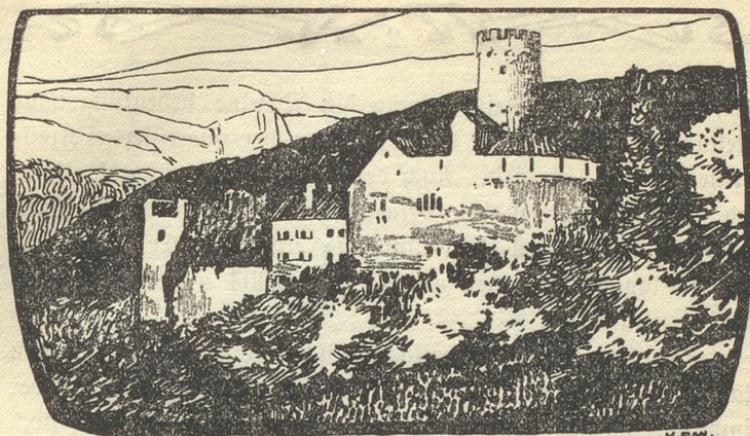
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



Friedrich Riggerbach-Stehlin

11. September 1821 — 3. März 1904.

Von

Emanuel Probst.

Es sind ein paar einfache Daten, welche das Leben markieren, das wir hier darstellen wollen. Am 11. September 1821 wurde Friedrich Riggerbach geboren. Seine kaufmännische Lehre erhielt er im Hause seines Vaters; 1842 bis 1844 weilte er in Paris als Angestellter des Bankhauses Felix Bernes. Er kehrte heim, um in das väterliche Geschäft einzutreten, und übernahm die selbständige Führung des Hauses beim Tode seines Vaters 1859. In seinem achtundzwanzigsten Jahre vermählte er sich mit Margaretha Stehlin. Dem glücklichen Ehebunde, der fünfundsünfzig Jahre dauerte, entsprossen zwei Söhne und zwei Töchter, doch traf die Eltern das Leid, drei ihrer Kinder vor ihnen in's Grab sinken zu sehen. Im Jahre 1893 gab Riggerbach sein Bankgeschäft in andere Hände und zog sich nach seinem schönen Landsitz auf Schloß

Bechburg zurück, wobei er immerhin einzelne bedeutungsvolle Stellungen, in welche ihn das Vertrauen der interessierten Kreise berufen hatte, beibehielt. Auch den botanischen, entomologischen und musikalischen Studien, denen er von jeher seine Mußezeit gewidmet hatte, blieb sein Interesse erhalten. Er starb nach bloß dreitägiger Krankheit am 3. März 1904 an einer heftigen Lungenentzündung.

So würde etwa die lexikographische Notiz lauten zu diesem Namen, und der Leser würde teilnahmslos weiterblättern darüber hinweg, kommt ja doch weder von großen Staatsaktionen, noch von hohen Titeln und Würden irgend etwas hier vor.

Wir, die wir die schönen Früchte dieses bescheidenen Lebens sehen und zum Teil mitgenießen durften, freuen uns, demselben nun, da es zerronnen ist, in einer kurzen Schilderung noch näher treten zu dürfen, und dem Leser, der uns freundlich folgen will, können wir das Eine im Voraus versprechen: Es ist erfreulich hier tiefer einzudringen und die letzten Triebfedern für das Tun und Lassen kennen zu lernen. Dieses Leben gewinnt, je mehr man ihm prüfend näher tritt, was ja nicht immer der Fall ist dort wo Titel und Würden äußeren Glanz verleihen.

Schon eben das Fehlen äußerer Ehren gehört mit zur sympathischen Signatur dieser Lebensführung. Würden und Ehren wurden nicht gesucht; die gewissenhafte Berufsarbeit erschien als erste Pflicht, und im Übrigen wandte sich das Streben Gebieten zu, wo das Arbeiten und Leisten und das Mitteilen Lohn ist, der reichlich lohnet. Aus einer kaufmännischen Familie stammte Friedrich Riggerbach. Sein Vater war der Begründer des Bankhauses Johannes Riggerbach gewesen; er selbst wurde durch seine Berufswahl und durch seine Ausbildung der wohlangesehene Bankier Riggerbach, ein Kaufmann vom guten Schlag, dem seine Lehrlinge nach vierzig, fünfzig Jahren noch die vollendete Gewissenhaftigkeit nachrühmen. Die Exaktheit war ein Grundzug seines Wesens, das teilte sich seinem ganzen

Geschäfte mit; aber es war nicht die einzige Ursache, warum sein Haus so gern als Lehrhaus aufgesucht wurde, so daß man Jahr und Tag im Voraus sich bemühte, für einen jungen Mann dort eine Lehrlingsstelle frei zu finden. Der Chef hielt seine Stellung nicht für zu hoch, als daß er nicht persönlich den jungen Mann in die Geschäfte eingeführt hätte. Mit Ausnahme der Korrespondenzen von eigentlich vertraulichem Charakter ging kein Brief aus dem Hause ab, den nicht der jüngste Lehrling hätte durchlesen müssen, und gar häufig vergewisserte sich der Prinzipal, ob der Inhalt aufgefaßt und verstanden worden sei, ein gefürchtetes Examen, aber ein zweckmäßiger Antrieb, die Augen aufzutun, damit die Einsicht gemehrt werde. Und wie zu den Lehrlingen, so stellte er sich zu den Angestellten. Er forderte energisch die Erfüllung der Pflicht, war im Loben gerecht, nicht kleinlich im Tadeln, ein Feind aller Beschönigung von Fehlern; Gewissenhaftigkeit und Brauchbarkeit lohnte er mit unbeschränktem Vertrauen. Er war kurz, bestimmt und konsequent in seinen Vorschriften; seine Anforderungen beim Schreiben der Briefe betrafen oft Dinge, welche einem jungen Kaufmann gleichgültig erscheinen, aus denen freilich vom verständigen Beurteiler gerade das subtilere Empfinden erkannt wird; doch vermochte der Ordnungssinn, dem das Kleinste nicht gleichgültig war, den Zug zum Großen nicht zu stören. Er machte sich nicht zum Kameraden seines Untergebenen, aber er war fern von aller Steifheit und sorgte auch durch die Lebensstellung, die er seinen Angestellten schuf, daß er freudige Mitarbeiter um sich hatte, die ihm treu und anhänglich waren und zum großen Teil sein Haus nicht mehr zu verlassen begehrten. Ein mittelalterliches Sprichwort heißt:

„Kenn' das Wetter an dem Wind
Und den Herrn an dem Gesind.“

Indem wir für's Erste nach dieser Vorschrift verfahren, entstand uns ein erfreuliches Bild. Man konnte Jahrzehnte



hindurch im Hause arbeiten, vom Lehrling bis zum Procuristen vorrücken, ohne ein einziges „ungerades“ Wort mit dem Chef zu haben. Er freute sich, wenn er die, welche neben ihm arbeiteten, auf dieselbe Bahn des gewissenhaften Fleißes brachte, der ihm eigen war, und sprach neidlos seine Anerkennung aus bei guten Leistungen; Trägheit und Saumseligkeit, besonders wenn dadurch seine eigene Arbeit gehemmt wurde, waren ihm ärgerlich; aber er vergaß auch beim Tadel die erzieherische Stellung nicht, welche dem Chef eines Hauses zukommt.

Die guten Qualitäten Riggerbachs fanden in früher Zeit schon Beachtung von Seiten der kaufmännischen Kreise; das beweist uns seine Sendung nach Paris im Jahre 1848. Ende Februar dieses Jahres war in Paris die Revolution ausgebrochen; die Umwandlung des Königtums des guten Louis Philippe in die rote Republik hatte auch für die Geschäftswelt tiefgehende Konsequenzen; es gab in Paris eine gewaltige finanzielle Erschütterung. Auch scheinbar wenig bedeutende Unregelmäßigkeiten, die mit der politischen Situation zusammenhingen, konnten schlimme Wirkungen haben. Ein bloßer zeitweiliger Aufschub der Bezahlung der Bons du Trésor z. B. hatte die Fallite eines der größten und solidesten Bankhäuser von Paris zur Folge, das einige Millionen solcher Bons in seinem Portefeuille gehabt hatte. Die Fallimente in Paris mehrten sich in erschreckendem Maße und dementprechend die Zahl der protestierten Wechsel; stand aber unter allen Indossenten irgend eine Basler Firma, so war es für den letzten Träger eine gute Spekulation, alle Endosséments zu überspringen und direkt auf den Basler zu greifen, der in Silber zahlen mußte, welches in Frankreich ein hohes Agio galt. Basels Bedeutung als Bankplatz war in jener Zeit größer als heute, und seine Kapitalkraft war für ein weites Gebiet von großer Wichtigkeit. Mit Paris stand man in vielfältigen Beziehungen, und es war Gefahr, daß die dortige Krisis für den Kaufmannsstand unserer Stadt



die unheilksamsten Folgen hatte. Es war notwendig, für eine Zeit lang eine ständige Vertretung in Paris zu haben, und die Augen richteten sich auf den jungen Riggerbach. Der Auftrag mag ihm in mehr als einer Beziehung erwünscht gewesen sein; er kam gerade in jener Zeit aus einer dreimonatlichen Gefangenschaft.

Es verlohnt sich der Mühe, den Ursachen der Detention des so streng rechtlich denkenden und handelnden Mannes nachzuspüren und auch diesem Stückchen Lebensgeschichte aufmerksamere Beachtung zu widmen.

Man weiß, wie im Jahre 1847 in der Schweiz die Verhältnisse sich zuspitzten zwischen den freisinnigen, reformierten Kantonen und den streng katholischen Orten. Es war nicht zu ertragen, daß sich in der Eidgenossenschaft ein Sonderbund von sieben Gliedern bildete, der zum Zweck hatte, der Vertreibung der Jesuiten nötigenfalls mit Gewalt zu widerstreben. Die nachfolgenden Ereignisse haben denen Recht gegeben, welche gegen die Sonderbündler die bewaffnete Exekution des Willens der übrigen Eidgenossenschaft verlangten. Aber die maßvolle, fast unblutige Durchführung des Krieges, der jetzt entstand, hing an der einen Person des trefflichen Generals Dufour, und man mag nicht daran denken, was ohne diesen Führer und sein Waffenglück mit der entzweiten Eidgenossenschaft hätte geschehen können. Basel war nicht für gewaltthames Vorgehen, und sein Abgesandter hatte in der Tagsatzung bis zum letzten Moment einer veröhnlichen Behandlung des Konfliktes das Wort geredet. Der Ort erfüllte damit die Aufgabe, die ihm der Bundesbrief von 1501 gestellt hatte; bei Streit in der Eidgenossenschaft sollte Basel durch seinen Boten Frieden zu stiften suchen und wenn dies nicht gelinge, sich keiner Partei anschließen, sondern stille sitzen. Als jetzt auch unser Kontingent für die bewaffnete Exekution aufgeboden wurde, da herrschte große Aufregung in den leitenden Kreisen und in der gesamten Bürgerschaft. Die

Regierung beschloß nach reiflicher Überlegung, dem Begehren zu entsprechen, aber sie gab dem dahin gehenden Antrag an den Großen Rat eine charakterfeste Motivierung mit.

Der Stand Basel, so heißt es dort, habe das unberechtigte Vorgehen der andern Stände gegen die sieben immer verurteilt und habe durch seinen Tagsatzungsabgeordneten immer zu einer Verhandlung und Versöhnung gemahnt; so hätte man von der Billigkeit anders gesinnter Eidgenossen erwarten dürfen, sie würden wenigstens nicht verlangen, daß dieser Stand sich gegen seine innerste Überzeugung an einem solchen Kriege beteilige. „Einen Vorschlag zu bringen,“ so lautet die Botschaft weiter, „der manches ehrenhafte und vaterländische Gefühl verletzt, hat auch die Mitglieder der Regierung harten Kampf gekostet. Wir halten das Aufgebot unserer Kontingente zu der gegenwärtigen Bewaffnung für ein unbilliges und der unserm Stande gebührenden gerechten Rücksicht widerstrebendes, würden uns unter anderen Umständen für befugt und verpflichtet halten, es abzulehnen; aber jetzt würden wir den Bürgerkrieg, gegen den wir treulich angekämpft haben, nur bis zu uns ausdehnen und die bestehenden Wirren nicht heben, sondern mehren.“

Der Rat genehmigte die Einberufung der Mannschaft, nicht ohne gleichzeitig einen von der Regierung redigierten Protest an die Tagsatzung zu erlassen des Inhalts, die Basler Gesandtschaft habe nach Auftrag immer den Abscheu des Standes gegen den Bürgerkrieg ausgedrückt, der Große Rat habe die Überzeugung, daß seinem Stande durch die Nötigung zur Teilnahme an diesem Krieg zu nahe getreten werde, aber, indem er das Einrücken des Kontingentes genehmige, bringe er dem zerrütteten Vaterlande das Opfer seiner Überzeugung.

Die weisen Häupter des Gemeinwesens mögen ein solches Opfer leichter gebracht haben, als die aufbrausenden Jünglinge; für die Letzteren kam dazu, daß sie nicht bloß dem Kampfe den Lauf lassen, sondern, ihrer Überzeugung zuwiderhandelnd,



das Schwert führen sollten gegen ihre Bundesbrüder. Fünf junge Offiziere*) setzten die Stimmung, die damals Basel beherrschte, in die Tat um; sie traten den kantonalen Dienst an, weigerten sich aber, in den eidgenössischen Dienst überzutreten und zur Exekutionstruppe zu stoßen. Ihre Briefe, wie auch alle übrigen Akten, sind auf dem Staatsarchiv aufbewahrt. Herr Riggenschach, der sich unter ihnen befand, schrieb u. a.:

„Ich habe die feste Überzeugung, der Krieg gegen die sieben Kantone sei ein ungerechter, und ich würde nach meinem Gewissen mich am Unrecht beteiligen, wenn ich ihn mitmache. Es ist mir nicht unbekannt, daß ich durch diesen Ungehorsam gegen Befehle meiner Obrigkeit den durch das Gesetz bestimmten Strafen anheimfalle, allein dies kann mich nicht irre machen in meinem aus reiflicher Überlegung hervorgegangenen Entschluß.“

Noch herausfordernder mit freudvollem Troß schrieb der Fähndrich des Bataillons an seinen Kommandanten**); alle bezeichneten den Krieg als gesetz- und bundeswidrig und darum verabscheuenswert, und in der Überzeugung, ihren Ungehorsam

*) Emil Thurneysen, Lieutenant bei der Artillerie; Ludwig Georg Courvoisier, Oberlieutenant bei der Infanterie; Wilhelm Respinger, Unterlieutenant bei der Infanterie; Friedrich Riggenschach, Unterlieutenant bei der Infanterie; Johannes Müller, Unterlieutenant und Fähndrich beim Infanteriebataillon; außerdem drei Gemeine: Heinrich Burlet, Friedrich Steiger, Friedrich Bernoulli.

***) Johannes Müller schrieb: „Meine Begriffe von Recht und Geseßlichkeit und Bundestreue erlauben mir nicht, an dem Exekutionskrieg gegen die sieben Bundesglieder teilzunehmen. Ist das gemeinsame Vaterland von außen bedroht, gilt es Einstehe für die heiligen Rechte fünfshundertjähriger Freiheit und Unabhängigkeit, da will ich mit Sauchzen mein letztes Herzblut versprühen. Und sollte in unserm kleinen Gemeinwesen Unrecht und Anarchie über Ordnung und Geseß triumphieren wollen, was Gott verhüte, so folge ich unbedingt dem Panier meiner lieben Obrigkeit. Ich weiß, daß ich strafenden Händen verfallen bin und erwarte ein strenges Urteil, welches mich Gottes Beistand ohne Murren tragen lassen wolle.“



zu jeder Stunde ihres Lebens verantworten zu können, waren sie entschlossen, die Strafe zu tragen, wie sie auch ausfallen möge. Die Renitenten wurden in der Blömlikaserne eingesperrt; über ihr Vergehen, weil es noch im kantonalen Dienst begangen war, urteilte ein von der Basler Regierung eingesetztes Disziplinargericht. Der Spruch lautete auf dreimonatliche Haft und Degradation. Die zurückgeforderten Offiziersbrevets liegen im Archiv bei den andern Schriftstücken.

Es ist heute, nachdem über fünfzig Jahre seither in's Land gezogen sind und so die Ereignisse dem historischen Urtheil unterstellt werden können, leicht zu sagen, daß die Renitenten Unrecht hatten; es mag bei Einzelnen den Gewissenskrupel vor dem Bruderkrieg unbewußt noch gekräftigt haben ein aus der Geschichte der Dreißigerjahre erwachsener, bis auf einen gewissen Grad berechtigter Widerwille gegen die radikale Eidgenossenschaft, den man den Baslern wohl verzeihen durfte. Niedrere Beweggründe sind von vornherein ausgeschlossen; die sämtlichen Mitgefangenen waren, wie Riggensbach selbst, treffliche Bürger und wirkliche, zum Teil freilich auch bis in ihr Greisenalter etwas schroffe Charaktere. Mut war für diese Renitenz notwendiger als für den Feldzug. Die Ungehorsamen waren sich der schweren Folgen bewußt, die ihr Schritt eigentlich haben mußte. Man war im Krieg begriffen, und die Meuterer mußten sich vor die Mündung der Gewehre ihrer Kameraden gestellt sehen, wenn nach Kriegsrecht verfahren wurde.

Wir haben uns durch die Umstände auf ein Seitengeleise drängen lassen; von der politischen Aktion hielt sich der Verstorbene zeit lebens fern. Aber wir bedauern den Abstecher nicht; es weht ein scharfer Wind aus jenem Seitental, und es ist wie ein erfrischendes Wandern durch trockige Jurafelsen, wenn man hineintritt in jene bewegte Zeit, ob uns auch die spröde Charakterfestigkeit den heutigen politischen Gepflogenheiten gegenüber leider fast etwas antiquiert anmutet.

Wir kehren zur Pariser Mission zurück. Der Auftrag mag dem jungen Bankier in jenem Moment besonders willkommen gewesen sein. Die Haft einiger angesehenere Offiziere war ein großes Ereignis, das die Kleinstadt stark beschäftigte; wenn er von Paris zurückkehrte, brauchte er wenigstens nicht jeder Base zu erzählen, wie's ihm in der Gefangenschaft ergangen sei.

Paris kannte er von seinem früheren Aufenthalt her, wie seine Tasche, und es muß für ihn einen besondern Reiz gehabt haben, an dem Orte, wo er kurz zuvor noch in lernender Stellung gewesen war, nun als selbständiger Funktionär zu wirken. Er hat oft und gern über jenen Aufenthalt geredet; die genauen Fakta entnehmen wir einem Briefe,*) in welchem der im achtzigsten Lebensjahre Stehende seine damalige Tätigkeit so klar und packend schildert, als hätte er sie gestern erst beendet.

„Mein Mandat als Bevollmächtigter zu handeln, erhielt ich,“ so schreibt er, „von sechzehn Basler- und vier Glässerfirmen.

Es mochte etwa der 8. oder 10. März gewesen sein, als ich mit einer Börse voll Gold in Paris ankam. Napoleonsd'or wechselte ich für Fr. 23. — gegen Banknoten um, und später schickte man mir außer Napoleons noch englische Sovereigns, russische Imperialen, holländische 10 fl.-Stücke etc., welche ich alle zu enormen Preisen verwertete. Wohl ausgerüstet dann mit einem schönen Paß französischer Banknoten konnte ich per Intervention alle protestierten Wechsel zahlen, auf denen einer meiner Mandanten als Indossent figurierte.

Aber diese Wechsel ausfindig zu machen, war keine leichte Sache. Wohl hatte mir jedes der mich absendenden Häuser ein genaues Verzeichnis seiner noch in Umlauf befindlichen Pariser Wechsel auf-

*) Herr William Speiser hatte, um in die Tätigkeit seines Vaters, des damaligen Direktors der Bank in Basel, noch klarere Einsicht zu bekommen, Herrn Riggerbach befragt über die näheren Umstände seiner Sendung und von ihm unterm 12. Februar 1901 auf acht Seiten Großquart eine Antwort bekommen, die ein beredtes Zeugnis ablegt für die geistige Frische des Absenders; wir verdanken die freundliche Überlassung dieses Briefes bestens.

gegeben, und ich konnte also bei der Kasse der beigezogenen Firmen meine Intervention anmelden, falls aus irgend einem Grund nicht bezahlt würde. Aber da waren schon bei meiner Ankunft einige hundert zum Teil wohlbekannte Häuser fallit, und bis zum 31. März steigerte sich die Zahl auf rund eintausend, so daß ich an vielen Orten, wo ich mich anmelden wollte, geschlossene Kassen fand und mir nichts übrig blieb, als am Guichet eine Karte einzuwerfen mit der Anzeige, es sei jemand da, der Zahlung anbiete, wenn etwa ein Träger den Wechsel wirklich vorweisen wollte. Bei den notorisch falliten Häusern wies man aber nicht mehr vor. Der Huissier, der den Wechsel zu protestieren hatte, warf in dasselbe Guichet ebenfalls nur seine Karte hinein zum Zeichen, er sei da gewesen, und so kümmerte sich dort niemand mehr um die Sache. Nun war jeweilen am wahrscheinlichsten, daß die Banque de France die Wechsel zum endgültigen Inkasso erhalten hatte; dort galt es also ausfindig zu machen, in wessen Händen der protestierte Wechsel gewesen. Da war ein eigenes Bureau für die protestierten Wechsel eingerichtet, wo, als ich hinkam, etwa sechzig Huissiers mit dem Ausfertigen von Protesten zc. beschäftigt waren, elende abgehekte Kreaturen, welche, wie man mir sagte, Tag und Nacht arbeiteten und kaum vier Stunden zum Schlafen kamen. Arbeitete doch selbst der altherwürdige Sous-Gouverneur de la Banque de France Mr. Charles Vernes, Bruder meines früheren Prinzipals Felix Vernes, täglich von morgens fünf bis nachts zehn Uhr auf der Bank, und nur seinem zähen Widerstand hatte es Frankreich zu danken, daß das damalige Regiment, welches einige pur sang Jakobiner in seiner Mitte zählte, nicht den noch immer reichen Schatz der Bank plünderte und einen Staatsbankrott herbeiführte.

Auf jenem Protestbureau meldete ich mich also zur Intervention verschiedener Wechsel an. Da hieß es z. B. am 22. März: „à quelle échéance?“ Ich sagte: „au 15 mars.“ Antwort: „que voulez-vous? nous sommes au cinq.“ Das hieß auf Deutsch: Schauen sie sich diese Reihe großer Kisten an; in jeder sind die Wechsel eines einzigen Verfalltages enthalten, welche zu protestieren sind. Jetzt (am 22. März) sind wir an der Kiste angelangt, in welcher die unbezahlten Wechsel per 5. März aufgehäuft sind. Und so mußte ich warten und wieder kommen, bis ich endlich fand, was ich suchte und per Intervention zahlen konnte. Manchmal hatte ich aber, als ich den Weg nun kannte, bei Wechseln auf fallite Häuser meine Intervention bei der Bank schon zum Voraus angemeldet und erhielt ich die Wechsel dann früher.

Umgekehrt ist es etwa vorgekommen, daß ich dem den Protest erhebenden Huissier meine Intervention aufgegeben hatte, nachher aber der Wechsel samt Protest abhanden kam, so daß ich gar nicht zahlen konnte und den Wechsel auch niemand zurückforderte. So ungeheuerlich waren die damaligen Zustände. Am 31. März, als der Haupttrach erfolgte, bekamen die Huissiers, wie man hörte, einen Moment Ruhe — weil das Stempelamt nicht mehr nachkam mit Fabri- zieren von papier timbré!!

— Eine Schwierigkeit für mich war das Aufbewahren großer Summen in Banknoten, da wir im Gasthof wohnten und ich nicht gern von meinen Geldmanipulationen reden mochte. Auf der Banque de France mir einen Conto eröffnen zu lassen, war mir für eine nur vorübergehende Zeit zu kostspielig. So geriet ich auf den Einfall, einen größeren Posten in einem versiegelten Paquet einem mir nahe befreundeten Arzt, bei dem ich wußte, daß man keine Schätze suchen würde, zum Aufbewahren zu geben. Er selbst wußte nicht, was darin war, und gab mir nach Wochen das Wertpaquet wieder unverseht zurück. Vor Pillage der roten Republikaner hatte man immer Angst, und als es gegen Ende Mai ging, fand man in der That schon manche Häuser mit einem Zeichen versehen, welches den Eingeweihten anzudeuten hatte, wo die Plünderung losgehen sollte. Es hieß, ein Tag im Monat Juni sei dafür ausersehen. Im Juni aber warf General Cavaignac in der mörderischen Barrikadenschlacht die Hydra der roten Republikaner nieder. Und da seit Ausbruch der Revolution Ende Februar schon mehr als drei Monate verflossen, so waren auch alle die Wechsel, für welche zu intervenieren ich etwa hätte in den Fall kommen können, da doch keiner länger als auf drei Monate ausgestellt war, mit Ende Mai abgelaufen, und so konnten wir drei Basler Anfangs Juni die unglückliche Stadt wieder verlassen, welche wenige Tage nachher der Schauplatz so blutiger Scenen werden sollte.

— Eine meiner Aufgaben bestand in Zurückziehen von Titeldepots. Es galt dann, diese zurückgezogenen Titel sicher nach Basel zu befördern, und das waren zum Teil größere Beträge von Titres au porteur. Wir lebten damals in einer Zeit solcher Unsicherheit, daß man selbst der Post nicht mehr traute, gerade wenn große Summen deklariert wurden. Wer weiß, ob ein sogenannter Überfall von Räubern, den man nachher als force majeure behandelt und daraufhin die Schadenersatzpflicht verweigert hätte, nicht im Einverständnis

mit der Post selbst hätte geschehen können, an deren Spitze damals der Erzhallunke Ledru Rollin stand. So erhielt ich damals bei einem Titelbezug, der eine Million überstieg, den Auftrag des Basler Bankhauses, welches derselbe anging, die Titel mehrere Tage nacheinander in Teilsendungen an das damals bestangeschriebene Modegeschäft von Basel,*) in Schachteln, welche ausfahen, als ob sie Stoffe enthielten, als „échantillons de mode sans valeur“ zu senden, und da jede solche Sendung in Wirklichkeit für Fr. 300—500,000 in Titeln, meist au porteur, enthielt, so zitterte ich bis zum Empfang der Anzeige, daß alles gut angekommen, obschon ich mir sagte: „suivez ordre et faites mal.“

Das Mandat, in Paris als Bevollmächtigter zu handeln, das der Abgesandte von sechzehn Basler- und vier Elsäßerfirmen erhalten hatte, brachte eine Last von Arbeiten, welche die Kraft eines Einzelnen überstieg; er war froh, in Herrn Karl Respinger,**) dem nachmaligen Centralbahndirektor, und in dem noch lebenden Herrn A. Riggenschach-Helin wertvolle Hülfe zu bekommen. Während er den größten Teil des Tages sich in der Stadt herumtreiben mußte, besorgten diese beiden die weitläufigen Skripturen. Die Aufgabe konnte mit Anfang Juni 1848 als erledigt angesehen werden, und die drei Basler verließen Paris.

Wir haben gern etwas ausführlicher über diesen Sonderauftrag berichtet; unsere Quellen wiesen uns dazu an, und das vielseitige Vertrauen, dessen Riggenschach als Kaufmann von Anfang an genoß, läßt sich an einem solchen Beispiel in ansprechenderer Form nachweisen, als wenn man etwa mit Ziffern und Daten den gewöhnlichen Geschäftsgang belegen wollte. Das Bankhaus Riggenschach stand im Ganzen unter einer ruhigen

*) Geschäft der Frau Brändlin-von Mechel auf dem Fischmarkt.

***) Nach einem gedruckten Zirkular wäre es nicht Herr Karl Respinger, sondern dessen Bruder Herr Respinger-Gemuseus gewesen, wie auch mündliche Berichte bestätigen, während Herr Riggenschach in seinem Briefe besonders betont, daß er nicht mit diesem, sondern mit dem ersteren in Paris gearbeitet habe.

Führung und ließ sich auch durch die Gründerperiode der Siebenzigerjahre nicht hinreißen. Dem Börsenspiel waren die Leiter des Geschäftes abhold. „Wir wollen nicht am grünen Tisch sitzen“ pflegte Herr Riggerbach zu sagen; er meinte den Tisch der Spielbanken und bezeichnete damit die tolle Spekulation, welche in jenen Zeiten wohl so unbedenklich als heute ihr Wesen trieb. Er wurde bei vielen größeren Unternehmungen in die Leitung berufen und konnte mit seinem klaren Verstande vielerorts gute Dienste leisten; wenn er aber irgendwo glaubte zu bemerken, daß die Richtung obenauf komme, die aus dem Geschäft teils ein frevles Spiel, teils eine rücksichtslose Treibjagd machte, dann schien ihm sein Weg vorgezeichnet; er quittierte die Stellungen ohne langes Besinnen. Wo er dann eine Aufgabe fand, die einem nützlichen Zwecke diente, und die seinen Kräften angemessen war, da griff er herzhast an.

Im Jahre 1865 hatte seine ältere Tochter einen Aufenthalt in Davos gemacht, leider ohne den gewünschten Erfolg; sie starb im gleichen Jahre. Durch diese Veranlassung hatte Riggerbach die maßgebenden Persönlichkeiten des noch ganz in den Anfängen stehenden Kurortes und den neuen eigenartigen Versuch kennen gelernt, der tödtlichen Krankheit ihre Opfer abzurufen. Nach der Praxis des gewöhnlichen Schwarms wandernder Gäste hätte er nun Davos für lange oder für immer den Rücken gewandt; er kannte den Ort, und die Erinnerungen an den Aufenthalt waren düster. Er aber fand, was man am besten kenne, genieße man am besten, und die düsteren Erinnerungen waren teure Andenken an gespendete und empfangene Liebe, die in seinem Herzen fest hafteten. Er konnte es etwa aussprechen, daß er im Schwersten auch das Größte erlebt habe. Wir finden ihn im Jahre 1870 wieder in seinem stillen Alpentale. Er war, schon von schwerer Krankheit erfaßt, mit der Familie hingeeilt und überstand dort in treuer Pflege ein heftiges Nervenfieber. Der Aufenthalt seines ältesten Sohnes.



in Davos führte ihn im Winter 1872/73 wieder mehrmals dorthin.

Damals galt es, an Stelle des abgebrannten Kurhauses, das die Herren Holsboer und Dr. Spengler gegründet hatten, ein neues zu bauen; die Sache fand sein Interesse, er trat als eines der eifrigsten Mitglieder in den Verwaltungsrat der Aktiengesellschaft ein, übernahm nach einigen Jahren das Präsidium und behielt diese Stellung bis an sein Lebensende.

Durch den wachsenden Kurbetrieb ergab sich dann die Wünschbarkeit leichteren Verkehrs. Die Initiative des Holländers Holsboer rief die Gemeinden des Prättigau und der Landschaft Davos in das Interesse für eine Schmalspurbahn Landquart-Davos. Auch hier trat der Basler Bankier in die vorderste Linie und es erwuchs ihm hier geradezu die wichtigste geschäftliche Aufgabe seines Lebens. Vor uns liegt eine von Anfang Oktober 1887 datierte „Einladung zur Beteiligung am Bau einer Schmalspurbahn Landquart-Davos“; diese Beleuchtung der Sache zu Händen einer Gruppe von Basler Bankfirmen ist von ihm geschrieben und nur von ihm unterzeichnet. Es mag das auch damals eigentümlich kontrastiert haben mit gewissen Prospekten, denen eine lange Liste großer Namen beige druckt ist, damit diese dem Schriftstück das Gewicht verleihen, dessen es bedarf, um zu „ziehen“, etwa wie bei einer mittelalterlichen Urkunde an Schnüren die großen Insignel herabhängen. Einen stärkeren Kontrast gegen gewisse Einladungen bildete aber vielleicht noch die ruhig sachliche Haltung und die ungeschminkte Ehrlichkeit der Darlegung. Der Präsident des Baukonsortiums minderte die Renditenberechnung, welche die beauftragten Experten aufgestellt hatten, herab und wollte nur mit den nüchternsten Belegen vor die zur Mitwirkung Eingeladenen treten. Die Unternehmung gelang, und die große Arbeitsleistung hatte einen schönen Erfolg.

Statt daß man, wie das weitere Projekt bestand, durch den Scaletta mit einer Linie Davos-Samaden ins Engadin

gelangte, wurde dann die Albulabahn gebaut, aber die Befürworter der letzteren Linie suchten Anschluß an die Gesellschaft für die Eisenbahn Landquart-Davos, und durch die Vereinigung dieser Kräfte kam der weitere Ausbau der räthischen Bahnen zustande. Bei der Einweihung der Albulabahn in St. Moritz wurde mit Recht vor den festfeiernden Eidgenossen von leitender Stelle aus Riggerbachs Name ehrenvoll erwähnt als der eines Hauptförderers des wohlgelungenen Werkes.

Noch eine Unternehmung, für die sein Rat und seine Unterstützung begehrt wurde, war die Gründung des jetzt in trefflicher Wirksamkeit stehenden, groß angelegten Sanatoriums auf der Schatzalp bei Davos; der Siebenundsiebenzigjährige übernahm das Präsidium der hiefür konstituierten Gesellschaft und behielt dasselbe bis an seinen Tod.

Mit diesen Ausführungen möge die Berufstätigkeit des Verstorbenen charakterisiert sein. Statt einer weiteren Darstellung des Betriebs eines Bankhauses möge die Bemerkung genügen, daß die Firma Riggerbach sich stetsfort auszeichnete durch noble Geschäftsführung. Auch der Beruf des Bankiers, der mit dem kalten Mammon in verführerische Nähe bringt, kann frei von Selbstsucht mit redlicher Arbeit ausgeübt werden, indem er das tote Kapital lebenskräftigen höheren Bestrebungen dienstbar macht.

Es ist ein Bild, das uns nicht selten begegnet, daß einer durch die äußeren Verhältnisse sich in eine Pflicht hineingestellt sieht, bei der er eigentlich nicht die rechte Befriedigung findet; aus der Lieblingsbeschäftigung seiner Mußezeit erkennt man dann erst das höhere Menschliche, das in ihm lebt. So war es bei unserm Freund nicht, er wußte das Große zu erfassen und zu verwerten, was der Kaufmannsstand bietet, aber dabei war freilich sein Geist so lebendig und zu tieferem Wissen so hingeneigt, daß der Spielplatz seiner Muße gleichfalls zum fruchtbaren Feld wurde, das für mannigfache Kreise reichen Ertrag lieferte.

Er konnte sich mit nichts bloß oberflächlich beschäftigen. Wenn er spielend botanisirte, so zog ihn die Freude am Untersuchen und Erfassen weiter, bis er zum geübten Pflanzenkenner wurde. Das kleine Pflänzchen, die *Iberis Saxatilis*, ist im südlichen Frankreich heimisch; Riggerbach freute sich, seinem Schlosse zunächst, auf der Ravellenfluh einen ganz isolierten Standort der Pflanze zu finden; es ist der nördlichste Platz, wo die *Iberis* vorkommt. An eine schweizerische Naturforscherversammlung brachte er für jeden Teilnehmer prächtige Sträuße der seltenen Spezies mit. Garten und Wald, die sein Schloß umgeben, enthalten zahlreiche seltene Pflanzen, an deren Gedeihen er sich freute, und die er sachverständigen Freunden gerne zeigte. Eine seiner letzten Freuden war es noch, seine Großkinder in solch geheimnisvolles Schaffen der Natur einzuführen, und wenn auf dem Totenbette seine letzte Frage war, ob die *Eranthis hiemalis* schon blühe, so läßt uns das ahnen, was er beim Vergehen und Wiederkommen der Vegetation über das Gehen und Wiedererstehen auch der Menschen gedacht hat.

Die schöne Juragegend, in der er seinen Landsitz hatte,*) gab diesem Interesse für das Botanische reiche Nahrung. Wie er auf Schritt und Tritt in den Bergschluchten und auf den Flühen und Spitzen seines Erholungsgebietes scharfe Eindrücke empfing, bezeugt das, was er als Einleitung eines größeren wissenschaftlichen Aufsatzes**) sagt über die Gegend, über die erste tiefe Einsenkung der langen Jurakette an jener Stelle, die beiden Klusen, über die Eigentümlichkeit des Aufbaus des Felsengebirgs, über den großen Reichtum der Vegetation. Sechszwanzig Baumarten fand er auf dem Schloßhügel selbst, nordische, die hier haften geblieben sind, und südliche, die bis dahin geschoben

*) Siehe die Bignette.

**) Bergl. Mitteilg. d. Schweiz. entomol. Gesellschaft Jahrg. 1876 S. 597 ff.

wurden. Das geologische Gebiet streifte er, indem er mit dem berühmten Sammler fossiler Überreste, Pfarrer Cartier von Oberbuchsitzen, in nahe Beziehungen trat. Mancherlei auch, woran andere gern möglichst weit vorbeigehen, regte seinen Sammeleifer an; er sammelte alle seltenen Sorten von Mäusen und Fledermäusen und alle Schlangenarten, die im Jura vorkommen. Zwei der größten Vipern unseres Museums stammen von der Bechburg. Jede neue Beobachtung schaffte ihm neue Freude und trieb ihn zu weiterem Verfolgen der erkannten Erscheinungen an. Auch das historische Interesse besaß er, das bei denen meistens weniger vorhanden ist, welche zu naturwissenschaftlichen Studien hinneigen; über die Geschichte der Bechburg hat er nachgeforscht und auch sonst in der historischen Gesellschaft und beim gewöhnlichen Umgang seinen Sinn für die Bedeutung vergangener Zeiten bekundet. Seine litterarischen Kenntnisse und seine Freude an der litterarischen Produktion Alter und Junger, auch Jüngster, kamen vielfach zum Ausdruck; sein treues Gedächtnis leistete ihm dabei vorzügliche Dienste. Vorgelesen wurde in der Stadt und auf dem Lande, im Saal und auf schöner Bergeshöhe, vor größerer Gesellschaft und im engsten Familienkreise. Wir können uns vorstellen, wie genußreich es muß gewesen sein, wenn im Familienkreis Egmont mit vertheilten Rollen gelesen wurde und August Walter die Beethoven'sche Musik dazu spielte.

Unsere heutige Zeit liebt es, schon den jugendlichen Geist möglichst auf allen Gebieten des Wissenswerten, wie man sagt, heimisch zu machen; unter dem schön klingenden Namen der allgemeinen Bildung vermittelt man der reiferen Jugend die mannigfaltigsten Stoffe des Wissens. Man vergißt, daß in diesem Alter die Fassungskraft zu schwach ist, um in vielerlei tiefer einzudringen, und gewöhnt den Geist, indem man ihn überall an die Anfänge des Erkennens heranzuführt, daran, sich überhaupt mit solchen Anfängen, also mit einer gewissen Oberflächlichkeit

zu begnügen. Die Organe, die berufen sind, die Entwicklung des geistigen Vermögens zu fördern, stellen so der erwünschten Konzentration der Kräfte eine Zersplitterung entgegen und untergraben die Lust zu tieferer Gedankenarbeit. Man sollte sich durch ein Schlagwort nicht bestimmen lassen, es kann durch solche Fehler der Erziehung nicht bloß das geistige Arbeiten, sondern auch der Charakter unheilvoll beeinflusst werden. Eine wirkliche allgemeine Bildung ist von vornherein ein Vorzug sehr weniger hervorragender Geister, und nicht die Schule, sondern das Leben gibt sie. Wie das sich etwa vollzieht, darüber wird uns eine gewisse Aufklärung zu teil, wenn wir die weiteren Gebiete betrachten, denen der Kaufmann, dessen Leben wir hier zu schildern haben, seine geistige Arbeit zugewendet hat.

Die Mitgliederverliste der naturforschenden Gesellschaft Basel weist im Jahre 1867 zum erstenmal den Namen Friedrich Riggerbach auf; in die entomologische Gesellschaft war er 1861 eingetreten. Nach dem Tode seiner Mutter (1865) hatte er das Schloß Bechburg, das für sie als Erholungsort und Ruhestitz im Jahr 1835 angekauft worden war, übernommen. Mit dem vermehrten Hinauskommen aus den Mauern der Stadt in die freie Natur begann bei ihm sofort die wissenschaftliche Ausnützung dieser neuen Situation. Auf einem Gebiet ist er eine Autorität unter den Fachgelehrten geworden. Im Jahre 1866, wie er selbst mitteilt, begann er das früher schon geübte Sammeln der Schmetterlinge aufs Neue, er setzte diese Arbeit mit immer wachsender Freude fort bis zu seinem Tode. Die reiche Beute, welche die Gegend der Bechburg lieferte, bot die erste Veranlassung, aber wir hören einen Freund berichten, der mit ihm an den heißen Hängen ob Naters der *Melitaea Phoebe* nachjagte, und, wenn er in Davos, nach eintägiger Eisenbahnfahrt und daran sich anschließenden vorbereitenden Arbeiten, die bis tief in die Nacht hinein dauerten, zwei Tage hindurch die Verhandlungen geleitet hatte, die auch nicht nur Erquickliches boten,

wenn dann die Zusammenkunft durch ein offizielles Souper abgeschlossen worden war, bei dem er der unermülichste, fröhlichste Erzähler und der liebenswürdigste Gesellschafter war, dann gönnte er sich zur Erholung am folgenden Tag eine zwölfstündige Schmetterlingstour, um hernach in der Morgenfrühe des fünften Tages die Heimreise anzutreten. Es war für jeden eine Lust, mit einem Menschen zusammen zu sein, bei welchem eine so urgesunde körperliche Konstitution sich der Vielseitigkeit und lebendigen Regsamkeit des Geistes dienstwillig zur Verfügung stellte. Seine reine Lebensfreude riß die ganze Umgebung mit.

Wenn wir erfahren, daß er selbst in den Pyrenäen der Schmetterlingsjagd oblag, so sind wir auch hier, wie überall, sicher, daß ihm dabei nicht aus einseitigem Interesse für diese Spezialität irgend ein anderer Genuß entgangen ist, den Land und Leute in jener Ferne bieten. Durch die Befriedigung der Erkenntnis erlahmt der Eifer des wissenschaftlichen Forschers nicht, sondern er wächst. Von den jurassischen, den schweizerischen Faltern, von der Fauna der gemäßigten Zone weg widmete er seine Studien und öffnete er seine Sammelkasten auch den Schmetterlingen der Tropen und besaß kostbare Exemplare auch aus dieser Gattung. Nach einer Zusammenstellung von 1892 wies seine Sammlung in 135 Kästchen an europäischen Schmetterlingen etwa 1800 Sonderarten und mehr als 15000 einzelne Exemplare auf, in 104 Kästchen waren die Exoten aufbewahrt. Einläßliche Studien unterstützten seine feine Beobachtungsgabe und leiteten ihn bei seinem Sammeln; seine Bibliothek enthielt die wertvollsten und seltensten Werke, die auf diesem Gebiet erschienen waren, und mit großer Freude nahm er von jeder neuen Forschung Notiz. Die Kenntnisse, die er sich erarbeitete, blieben nicht verschlossen und vergraben. Der Basler Bankier ergriff mehrmals das Wort in den gelehrten Mitteilungen der entomologischen Gesellschaft und wußte, auch abschätzigen

Meinungen gegenüber, die Richtigkeit seiner Urteile geltend zu machen. Als einst in einer Zeitschrift ein Fachgelehrter eine bei uns sehr selten vorkommende Art von Schmetterlingen besprach und den Dilettanten treffen wollte, indem er beifügte, einzig Herr Riggerbach auf der Bechburg wolle zahlreiche Exemplare dieser Spezies gesehen haben, was aber zu bezweifeln sei, da nahm er zur nächsten Versammlung in einem Kistchen wohlverpackt fünfzig Stück dieses seltenen Falters mit, damit die Fachmänner entscheiden könnten, ob er sich getäuscht habe. Seine Darlegungen wurden beachtet von den Gelehrten und machten ihren Weg bis in die grundlegenden Werke der Wissenschaft. Er führte 1879 das Präsidium der schweizerischen entomologischen Gesellschaft, und von demselben Jahre an bis zu seinem Tode war er in der Kommission unseres naturhistorischen Museums, als Vorsteher der entomologischen Abteilung desselben.

Manchen, der sich fragt, wie nur zu alle dem die Zeit sich habe finden lassen, mag es vergnügen, noch ein Bild des Betriebs dieser Tätigkeit vorgelegt zu erhalten. Wenn die Vorbereitungen für den Fang getroffen waren, die Duzende von Chankaligläsern bereit standen, und jetzt in düstiger Sommerszeit am bewölkten Himmel die Nacht emporstieg, dann wurden unter den Fenstern des Burgsaales die Lampen entzündet, die Falter begannen zu schwirren, die ganze Familie, auch die Gäste, auch der Hauslehrer, alles trat in Aktion, die freudige Erregung des Schloßherrn beherrschte und beseelte die ganze Gesellschaft; so konnten z. B. in der Nacht vom 15. zum 16. Juli 1876 von der Stunde der Dämmerung bis um halb zwei Uhr nicht weniger als gerade hundert verschiedene Arten von Faltern eingefangen werden. Oft wurde diese Arbeit die ganze Nacht über betrieben, indem man sich, wie im Heerlager, in Nachtwachen gruppierte, welche die Zeit von der Abenddämmerung bis zum Morgengrauen ausfüllten. Für das Gewinnen lichtscheuer Arten wurden im Schloßwäldchen Apfelschnitze, mit Honig oder Bier

begossen, als Köder aufgehängt, die dann in tiefer Nacht mußten abgesehen werden; auch diese Fangart gab ihren Ertrag.

Der hastig bewegten nächtlichen Arbeit des Fangens folgte am Morgen dann die sorgfältige Revision der Beute, die subtile Prüfung aller charakteristischen Merkmale, die wohl überdachte Bestimmung und Einregistrierung. Wer das Treiben des Abends und der Nacht mitgemacht hatte und jetzt den Führer der tollen Jagd bei der bedächtigen Arbeit und bei einer wahren Geduldprobe sah, wie er mit zartem Anfassen, ohne ein Flügelstäubchen zu verlegen, die Exemplare auflegte, am Leib, an den Füßen, den Flügeln, den Fühlhörnern die Stecknadeln einsetzte, um den Schmetterling auf dem Spannbrett zu entfalten, der glaubte kaum, denselben Menschen vor sich zu haben. Der Hauslehrer las etwa aus der alten oder der neuen Litteratur ein schönes Werk vor, damit der Geist nicht zu kurz kam, während die Finger sich besleißigten, zerbrochene Beinchen oder abgestoßene Fühlhörner der zartgebauten Insekten zusammenzuleimen. Die Sammlung der Schmetterlinge befand sich in Basel, und das Einfügen der neuen Fänge füllte im Winter manche Mußestunde nützlich aus. Die größte Freude dann war's, wenn er einen Sachverständigen vor seine Kasten führen konnte, da erlebte er die Lust des Forschers, der sich in seinen tiefsten Intentionen verstanden sieht, und dem durch das verständnisvolle Teilnehmen des Freundes das ganze eigene Streben nun erhöhten Wert erhält. Da legte er mit leuchtenden Augen seine Schätze in nicht enden wollender Reihe aus und konnte die ganze sonstige Umgebung vergessen ob dem Genuß des Mitteilens. Der kongeniale Mensch wurde ergriffen von der Wärme solcher Begeisterung. Einem ausgezeichneten Botaniker, mit dem er nahe befreundet war, verdankte Herr Riggerbach vornehmlich seine tieferen botanischen Kenntnisse; derselbe Gelehrte bekennt, daß er wesentlich durch den Eifer Riggerbachs zur Anlegung einer eigenen entomologischen Sammlung gelangt sei, die ihm als



Kontrollmittel beim Studium pflanzengeographischer Fragen bedeutende Dienste geleistet habe; Hermann Christ und Friedrich Riggerbach, es hat sich keiner des andern zu schämen, weder im Geben noch im Empfangen.

Das Eine empfinden wir unwiderlegbar deutlich. Das neue Gebiet des Wissens brachte keine Zersplitterung und keine oberflächliche Arbeit. Aus dem tiefen Schacht des wirklichen Wissens hatte der Jüngling seine ersten Kenntnisse hervorgeholt, welche so zu einem erfreulichen festen Besitztum geworden waren; nun war der Geist an tiefes Graben gewöhnt, ein neues Gefäß, das sich füllte und weitete, bereicherte den gereiften Mann und stellte den bisherigen Besitz nicht in Frage.

Nachdem wir, geführt durch ein reiches geistiges Leben, so mannigfache Gebiete berührt haben, die der Verstorbene eben nicht nur berührte und streifte, sondern auf denen er den Pflug einsetzte, kommen wir erst zu derjenigen Tätigkeit seiner Mußestunden, durch die er für seine Umgebung und für seine Vaterstadt das Bedeutendste und Schönste geleistet hat.

Von den Künstlern wissen wir's, daß sie den Mitmenschen um so förderlicher werden, je mehr sie ohne Nebenrücksichten sich ganz ihrer Neigung überlassen, daß sie für die Mitwelt das Höchste leisten, wenn sie aus dem Born der eigenen Freude am tiefsten schöpfen.

Daß das Aufgehen in der Pflicht, daß ein selbstloses Dienen und Entsagen den Menschen seiner Bestimmung näher führe, hat Riggerbach gewußt und gezeigt. Wo dem Trieb zum Geistigen die Herrschaft eingeräumt ist, da geht aus dem Streben nach höchster Lust erst das allerbeste Wirken hervor. In diesem Sinne ist sein Verhältnis zur Musik aufzufassen. Die musikalischen Gaben wurden frühe geweckt und gefördert im Elternhause. Der Verstorbene erinnerte sich immer mit Vergnügen an die Ausflüge, die er mit seinem Vater und seinen Geschwistern gemacht hatte; da wurden Quartette gesungen, und

der Vater blies auf der Flöte, die er meisterlich handhabte, schöne Weisen. Von bleibendem Einfluß für sein ganzes Leben waren die Anregungen, die er bei seinem ersten Aufenthalt in Paris bekam. Er kam viel zu Bankier Leo, in ein musikalisches Haus, wo bedeutende Künstler wie Franz Liszt, Frédéric Chopin und Konradin Kreuzer aus- und eingingen. Außerdem fand er in Freunden wie Jakob Burckhardt und Kupferstecher Weber frohe Genossen seiner Begeisterung. Der Männergesang stand damals am Anfang seiner neuen, großen Entwicklung. Friedrich Weber gründete in Paris ein Männerquartett und schrieb oft bis tief in die Nacht hinein an den Notenblättern für den Gesang desselben. Aus dem Quartett entstand ein Doppelquartett und bald der Schweizerische Männerchor, der noch, während die Gründer in Paris anwesend und mittätig waren, im Odeon die erste Aufführung von Mendelssohns Antigone gab. Bei solchen Bestrebungen ging dem jungen Bankbesessenen das Herz auf. Julius Stern, den die Schweizer als ihren Dirigenten gewonnen hatten, besaß noch 1871, als ich mit ihm, der inzwischen in Berlin Direktor des Stern'schen Gesangvereins geworden war, verkehrte, an seine Basler in Paris die besten Erinnerungen. Von Julius Stern erhielt Friedrich Riggenbach auch bei seiner Übersiedelung nach England eine Empfehlung an den in London weilenden Felix Mendelssohn. Sie muß gut ausgefallen sein, und es scheint, daß Mendelssohn den Empfehlenden und den Empfohlenen ehren wollte. Er empfing den letzteren nicht nur freundlich bei sich, sondern er gestattete ihm auch als Sänger mitzuwirken bei der Aufführung des Paulus, die unter seiner Leitung stattfand, und holte ihn zur Hauptprobe und zur Aufführung persönlich in seinem Wagen ab. Das Erlebnis war wohl geeignet, einen tieferen geistigen Eindruck zu hinterlassen.

Und nun behielt Riggenbach nicht nur treu im Herzen die Erinnerungen an solche Momente, sondern die Treue der

Gefinnung zeigte sich bei ihm darin, daß er das Große, was ihm zu Theil geworden war, zinsbringend anlegte. Er kehrte nicht heim in seine Vaterstadt, um an den Erinnerungen großer Erlebnisse zu zehren oder auch etwa, wenn die Zeit fürder schritt, neben der Freude am Vergangenen dem Mißmut über die Gegenwart Raum zu geben. Der Dilettant näherte sich dem Künstler besonders auch durch die Art, wie er seiner Lieblingskunst heimzahlte, was sie ihm gegeben hatte. Fortan sehen wir ihn eifrig bestrebt, das Schöne, was sich ihm erschlossen, den Seinigen, einem wachsenden Freundeskreis, einer Menge andächtiger Hörer, zugänglich zu machen. Es war kaum ein Jahr nach Gründung seines eigenen Hausstandes verfloßen, als er, zunächst in die bescheidenen Räume des Hauses Nr. 983 (heute Nr. 48) in der Aeschenvorstadt, wo er damals wohnte, eine Gesellschaft von Freunden des Gesanges zusammenberief. Es handelte sich in erster Linie um die Pflege des gemischten Chorgesanges, aber die Kräfte waren zahlreich und tüchtig genug, daß sie auch, geteilt, Männerchöre und Frauenchöre zu erfreulicher Ausführung bringen konnten. Das Riggerbach'sche Haus und dieses Riggerbach'sche Kränzchen waren fortan wichtige Faktoren im Musikleben Basels. Die Vereinigung dauerte mit Unterbrechungen, zum Theil auch mit wechselnden Personen von 1850 bis 1865 und wurde auch später mehrmals wieder ins Leben gerufen. Annalen des Kränzchens sind in der sorgfältigen Weise, die dem Begründer desselben eigen war, geführt worden; sie gewähren Einblick in eine ideale Pflege der Musik. Daß diese Kunst bei seinen Erholungsbetätigungen ihm weit oben an stand, mag unter anderem aus dem Umstande ersehen werden, daß die Chronik des Singkränzchens ihm gewissermaßen auch zum Tagebuch der Familienereignisse geworden ist, in welches, wie an anderen Orten in die Hausbibel, die wichtigen frohen und düsteren Erlebnisse mit beigefügten Glossen eingeschrieben wurden. Hochzeiten, Geburten, Todesfälle, was ihm

nahe gieng, fand seine Stelle in diesen Aufzeichnungen, die nach ihrer ganzen Haltung seinem Herzen am nächsten müssen gestanden haben. Riggensbach redet mit einem gewissen Recht vom „Walter'schen“ Kränzchen; man hatte in Walter für die Leitung dieser Hausmusik eine ausgezeichnete Kraft gefunden, wie man sie nicht besser hätte wünschen können.

August Walter war im Jahre 1846 nach Basel gekommen, um die zeitweilige Vertretung Ernst Reiters in der Direktion der Abonnementskonzerte und des Gesangvereins zu übernehmen. Eine Stellung an großen öffentlichen Instituten hätte für ihn nicht gepaßt; seine künstlerischen Qualitäten überwogen die organisatorischen weit. In dem Kreise des Riggensbach'schen Hauses aber war er mit seinem feinfühligem Klavierspiel, seinem aufgeschlossenen Sinn für die bedeutenden Kompositionen jeder Gattung und jeder Zeit und nicht zuletzt mit seiner allezeit frohen Künstlerlaune am rechten Posten. Seiner Initiative sind in erster Linie die seriösen und interessanten Studien zu verdanken, an welche die Sänger herangeführt wurden.

Damit das Schöne zustande kam, was das Riggensbach'sche Kränzchen uns darstellt, brauchte es aber verschiedene Faktoren. Es waren vor allem einmal die musikalischen Leute vorhanden, und es fehlten namentlich auch nicht die schönen Stimmen, um solche Hausmusik erfreulich zu machen. Herr Riggensbach sang einen kräftigen Tenor, und Frau Riggensbach hatte eine herrliche Altstimme. Mit ihrem Alt, dem Sopran der Frau Walter-Fastlinger, dem Tenor des Herrn Eglinger und dem Baryton des Herrn Kern war ein Soloquartett ersten Ranges gegeben, das mit sicherem Erfolg Konzertreisen hätte unternehmen dürfen. Die Beiziehung der weitem Kräfte geschah in der sorgfältigsten und liberalsten Weise. Standesunterschiede schien es für das Riggensbach'sche Haus nicht zu geben, jeder konnte gleich frei in diesem Kreise verkehren, jeder auch, der zur Mitwirkung ausersuchen war, wurde durch persönlichen Besuch eingeladen, sich

anzuschließen. Die Eigenschaften und Fähigkeiten, allerdings nicht nur die musikalischen, waren für die Zuziehung maßgebend. So kam eine geistig regsame Gesellschaft zusammen, in der es eine Lust war zu verkehren, und deren Zusammenstehen fruchtbar sein mußte. Mannigfaltige Bilder der Freude begegnen uns; die rasch entzündete Begeisterung und die ehrliche Naivetät des Genießens zieht uns an und war auch der Grund, weshalb die Beteiligten so eifrig zur Sache standen. Wer möchte nicht gerne dabei gewesen sein, wenn nach der Aufführung seiner Symphonie im Gewandhaus zu Leipzig August Walter, froher Eindrücke voll, zurückkehrte und Jakob Burckhardt in launiger Ansprache ihn pries als olympischen Sieger und krönte mit einem Buchskranz. Wie oft verlebte man schöne Abende zusammen, und welch unverwischbarer Glanz der Erinnerung haftet noch heute für die Teilnehmer an den reizenden Ausflügen nach dem Eptingerbelchen, nach Badenweiler, nach Schloß Rötteln, oder dann wieder an den frohen Aufenthalten auf den Schlössern Bipp und Bechburg. Da war von dem Gastgeber nichts vergessen, was die Tage mit einfachen Freuden füllen konnte, und namentlich fehlten nie die kleinen Heftchen, eine von Herrn Walter zusammengestellte Sammlung der schönsten Lieder; gewissermaßen die Feldration des Kränzchens. Unter der Wölbung schattender Buchen sang man, auf einsamer Bergeshöhe ertönten die Lieder, aber man zahlte der Etiquette auch nicht den Tribut zu schweigen, wenn viel Volks sich um einen bewegte. Im Eisenbahnwagen von Läuelfingen bis Basel löste ein Gesang den andern ab, und an der Station Sissach — es war ja noch nicht die Bundesbahn — wartete der Zugführer mit dem Abfahrtsignal, bis der letzte Ton verklungen war. Selbst in der Vaterstadt ließ man der Brüderie nicht das Wort; auf der Fähre, als man von Rötteln und vom dampfenden Kaffee mit Spritzenküchlein in Lörrach heimkehrte, ließ man frohe Weisen erschallen, und der Fährmann stimmte „im Verstohlenem“ mit



ein und rüdte am Steuer, die Fahrt zu verlangsamten. Es herrschte jene reine, heitere Lust, bei der man nicht unberechtigtermaßen die Empfindung hat, es freue sich mit, wer mit einem in Berührung trete. Und für die uns sympathische Gesellschaft der Fröhlichen selbst wird wohl der richtige Eindruck von solchen Lustfahrten der gewesen sein, den der Annalist wiederholt ausspricht in seinen Aufzeichnungen: „man spürte, daß man einander näher gekommen sei.“ Das ist wohl im ganzen nicht allzuhäufig der letzte Zweck des Kunstmäcenatentums. Aber es war hier auch der Untergrund anders gelegt, auf dem der anregende freundschaftliche Verkehr sich vollzog. Die Veranstalter der Vereinigung hatten eine merkwürdig gute Hand für die Wahl tüchtiger und ausgezeichnetener Leute, und die Gesellschaft hatte sich durch gewissenhafte, ernste Studien zu einer gleichartigen Fähigkeit geistigen Genießens herangebildet. Wo eine solche Grundlage vorhanden ist, da hat die Geselligkeit edeln Gehalt; wo die geistigen Berührungspunkte fehlen, wird, wäre es selbst am fürstlichen Hofe, die Unterhaltung platt. Von der besten Arbeit leistete man, als man im Jahre 1858 und wieder im Jahre 1862 die „Heimkehr“ von Mendelssohn einstudierte und mehrfach zur Aufführung brachte. Da freute man sich nicht nur des guten Gelingens einer schweren und schönen Aufgabe nach wohl angewendeter Mühe, sondern man sah sich durch jenes edle Gefühl vereinigt, welches ein gemeinsames geistiges Streben bei begeisterungsfähigen Leuten hervorbringt, und man war sich näher gekommen in des Wortes bester Bedeutung.

Die Pflege der Musik hat in der neuesten Zeit zwei Pfade hauptsächlich eingeschlagen; das Ausgraben alter, längst vergessener Schätze beschäftigt die einen, die andere Richtung dünkt sich über alles Alte erhaben und wirft sich blindlings der modernsten Musik in die Arme. Diese beidseitigen Bestrebungen fanden im Riggensbach'schen Musikfränzchen vor fünfzig Jahren schon ihr Recht, und, sofern sie eben beide vorhanden waren,

fehlte die Ausschließlichkeit, die am heutigen Künstlertum uns etwa anwidert. Palestrina, Lotti, Eccard, Praetorius kamen zum Wort und von Kreuzer, Mendelssohn, Berlioz, Richard Wagner, Schumann, Brahms hielt manche schöne Weise ihren ersten Einzug in unserer Stadt. Novitäten waren auch die Sonaten von Beethoven, die in den Pausen der Singübung der Dirigent vortrug, „nicht damit man ihn spielen höre, sondern damit man etwas Schönes kennen lerne.“ Die Zusammenkünfte fanden in der einfachsten Form statt, man erschien um sieben Uhr zum Thee und sang dann bis neun Uhr. Das Ehepaar Walter wurde immer zum Nachessen behalten, zuweilen auch einzelne andere, nur in Ausnahmefällen die ganze Gesellschaft. Man sang im ganzen bloß zu eigenem Genuß, trat dann etwa bei wichtigen Familienereignissen der Mitglieder des Kränzchens auf, bei Todesfällen, bei Hochzeitsfeiern, unter anderm auch bei der goldenen Hochzeit der Eltern einer Mitwirkenden. Aber die Kunst selbst verlangt es, und es entsprach dem Wesen Riggenbachs, daß man einer größeren Zahl anderer vortrug, was einen selbst erfreute. So entstanden die Hauskonzerte, wo durch den Elitechor von fünfundzwanzig bis vierzig Singenden, die auf alle Stimmen richtig verteilt waren, vor fünfzig bis hundert Personen musiziert wurde. Auch die Einladungen zu solchen Aufführungen im Kettenhof, wohin man 1853 übergesiedelt war, kehrten sich nicht an Stand und Rang; die Untergebenen des eigenen Geschäfts, denen man diese Freude machen wollte, sahen sich ebenso freundlich empfangen, wie die Vertreter der höheren Kreise, und ihre Namen mit der Bemerkung, ob sie der Einladung folgten oder nicht, sind sorgfältig eingezeichnet neben denen bedeutender Künstler und hochstehender Musiker. Wer sich in offizieller Stellung oder als Privatmann für Musik interessierte bis zum Klavierstimmer, wenn dieser etwa den Wunsch geäußert hatte, fand Zutritt. Eine Einrichtung, die hier bestand, kommt in der ganzen Welt nicht vor; überall, wo wirkliche

Liebe zur Musik die Triebfeder zum Konzertbesuch ist, möchte man sie hinwünschen. Ob das Konzert ein zusammenhängendes größeres Stück brachte, ob es aus kleineren Einzelheiten zusammengesetzt war, es wurde gewöhnlich am selben Abend nach einer einstündigen Pause, während welcher die Sänger sich erfrischen konnten, ein zweites mal gegeben; ein Grundstock des Auditoriums war für beide Aufführungen eingeladen, die andern wechselten. Welche begeisterte Stimmung herrschte dann aber, wenn etwas Bedeutendes zustande gekommen war, wenn eine schöne Bach'sche Cantate, wenn das „Requiem“ von Cherubini, „Der Rose Pilgerfahrt“ oder „Paradies und Peri“ von Schumann gut aufgeführt worden war. Wie fröhlich wurde es einregistriert, wenn Charlotte Kestner sagte, sie hätte noch sechs Wiederholungen angehört, oder wenn Musikdirektor Reiter von einem Elitechor sprach!

Was diesen letzteren Vertreter des baslerischen Musiklebens betrifft, so kann über seine Stellung zur Sache hier ganz ruhig und offen geredet werden. Die offiziellen und die nichtoffiziellen Bestrebungen auf dem Gebiete der Musik treten leicht mit einander in Kollision; wir haben aber den Eindruck, daß hier von beiden Seiten das Richtige geschah. Reiter nahm im Anfang regen Anteil an der Sache; im Januar 1856, da Walter augenleidend war, dirigierte er einmal das Riggensbach'sche Kränzchen, und dasselbe sang in seinem Benefizkonzert, im Walterkonzert vom November 1856 spielte Reiter die erste Violine in dem von Walter komponierten Octett, und 1858 kam bei ähnlicher öffentlicher Veranstaltung eine Bach'sche Violinsonate durch die beiden zum Vortrag. In den Kränzchenannalen stößt man auf eine Bemerkung, in welcher das Bedauern ausgesprochen wird, daß dieses Verhältnis nicht bestehen geblieben sei. Aber wer es weiß, wieviel leichter es ist, eine Elite von Sängern im eigenen Hause zu ansprechenden Aufgaben zu sammeln, als einen großen Verein zusammen zu halten, in welchem, eben der mannigfaltigen Zusammensetzung

wegen, unmöglich die Aufgaben für alle gleich interessant sein können, der begreift, daß die Freude des Dirigenten des Gesangvereins an den Riggensbach'schen Veranstaltungen oft gedämpft werden mußte. Riggensbach blieb eifriges Mitglied der Kommission des Gesangvereins, der er schon in den Vierziger Jahren angehört hatte, und in der er seit 1852 wieder saß, Reiter aber anerkannte, daß das Interesse für die Sache jene Bestrebungen leitete, und tat ein übriges in ruhiger Stellungnahme. Zu einer Zeit, wo man noch nicht mit solcher Leichtigkeit das Mögliche und Erstrebenswerte durch den Besuch auswärtiger Auführungen kennen lernen, verwertete er ohne Voreingenommenheit die Erfahrungen jenes kleineren Zirkels für das Institut, das ihm anvertraut war. Auf diese Weise entstand ein Zusammenwirken der verschiedenen Faktoren, das beiden Teilen zur Ehre gereichte. Was einmal aufgeführt worden ist, und wäre es auch mit beschränkten Mitteln und vor einem kleinen Auditorium geschehen, das hat mehr als alles andere Aussicht zu weiterer Wiedergabe ausgewählt zu werden. Keine Studien, keine Vorschläge eines Dirigenten sind, um bei der Beratung im Schoße einer Kommission ein Werk zu empfehlen, so gewichtig, als der Umstand, daß einige es schon mitgesungen, einige es schon angehört haben. Am meisten kam der neue Impuls Bach und Schumann zu Gute; es kostete für die beiden einen Kampf gegen alte und neue Vorurteile. Die Bach'schen Cantaten haben heute bei uns noch nicht völlig zu dem Rechte gelangen können, das ihnen gebührt, und das Riggensbach ihnen verschaffen wollte. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß man mit dem leicht zu handhabenden Apparat eines kleinen Elitechores die mannigfaltigste Auslese haben konnte für die Aufstellung der Programme: Motetten von Palestrina, das Miserere von Allegri, Crucifixus von Lotti, Eccard'sche Lieder, Bach'sche Cantaten, Opernchöre von Glück, Requiem von Cherubini, elegischer Gesang von Beethoven, l'enfance du Christ von Berlioz, der Rose

Pilgerfahrt, Paradies und Peri und die vierstimmigen Balladen von Schumann, Mirjams Siegesgesang von Schubert, zahlreiche Kompositionen von Haydn, Mozart, Mendelsjohn, Löwe, Hauptmann, Brahms und vielen andern, wir könnten noch lange fortfahren mit der Aufzählung von Werken, die von dem Saal im Kettenhofe aus den Weg in die öffentlichen Konzertlokale gemacht haben. Darin lag die Bedeutung der Studien dieser Elite von tüchtigen Kräften im Riggerbach'schen Hause für das allgemeine Musikleben unserer Stadt.

Bei der Lektüre der Gesangsvereinsprotokolle kann man deutlich wahrnehmen, daß das im Frühling des Jahres 1861 Erreichte den Leitern des Instituts wie das Erklimmen der höchsten Stufe musikalischer Leistungsfähigkeit erschien; es handelte sich um die erste Aufführung der Johannispassion von J. S. Bach am 31. Mai 1861. Tatsächlich war mit derselben von einer kleinen Stadt wie Basel in jener Zeit das Größtmögliche geleistet, und es datiert deutlich von dorther ein großer Aufschwung unseres musikalischen Lebens. Riggerbach war nicht der Einzige, welcher solche Bestrebungen förderte; seitdem Mendelsjohn den vergessenen Meister wieder entdeckt hatte, gab es auch in unserer Stadt viele, welche die Größe dieses Mächtigsten im Reich der Töne erfaßt hatten, und es bestand unter unsern Musikfreunden eine ganze Richtung, welche Bach auf die Fahne geschrieben hatte. Aber von allen wäre keiner befähigt gewesen, die Fahne zu entfalten und mutig und unentwegt voranzuziehen. Das Riggerbach'sche Haus allein bot den festen Stützpunkt für die Verwirklichung der Bestrebung, den großen Meister mit einem seiner mächtigsten Werke unter die Menge des Volkes treten zu lassen. Man hatte unter der kundigen Führung August Walters schon mehrmals Bach'sche Kompositionen einstudiert und zu Gehör gebracht; im Kränzchen vom 20. Februar 1857 lag zum erstenmal der Schlußchor der Johannispassion auf. Am 6. März 1858 wurde derselbe in einem Hauskonzert

aufgeführt, und am 16. Januar 1859 sang das Kränzchen zum erstenmal diese Schlußmusik der Johannispassion öffentlich im Münster; es war in einem Orgelkonzert von Theodor Kirchner, der als ausgezeichnete Kenner des großen Kantors die Bachbegeisterung zu entflammen verstand, wenn einer. Seit diesen ersten Versuchen faßte der Gedanke Boden, das ganze Werk in Basel zur Aufführung zu bringen. War dieser Gedanke einmal vorhanden, dann mußte er auch durchgeführt werden. Herr Riggensbach war der Enthusiast, der ein Duzend Unentschlossene mit sich riß. Der Chor mußte die Schwierigkeiten überwinden; durch den Vortrag mehrerer Choräle aus den beiden Bach'schen Passionen am 27. März in der Martinskirche wurde das Publikum vorbereitet auf das Große, was bevorstand. Das Werk sollte durchaus nach den Intentionen des Komponisten aufgeführt werden. Man verstärkte das Orchester; die Instrumente, welche Bach gebraucht hatte, unsere Zeit aber nicht mehr kannte, ließ Herr Riggensbach anfertigen. Man konnte die Aufführung in unserem weihvollen Münster veranstalten; Herr Riggensbach stellte das Podium zur Verfügung, welches notwendig war, um den Chor durch die Orgel begleiten zu lassen. Endlich, um zu lernen, wo man etwas lernen konnte, reiste das Ehepaar Riggensbach nach Köln und in andere große Musikstädte, damit man vor der Inszenierung unserer Aufführung erst anderswo Passionsmusik habe vortragen hören. Und nun war dann der große Wurf gelungen und eine erste Etappe erreicht auf der steigenden Bahn. Die Matthäuspassion folgte 1863 und 1865, und mit Cantaten, Messen, Oratorien, mit geistlichen und weltlichen Kompositionen kamen fortan die großen Meister zu Gehör, immer unter lebhafter Teilnahme des Verstorbenen.*)

*) Einem Wunsch des Herrn Prof. Julius Stockhausen entsprechend, der uns für diese Darstellung freundlich mit einigen Mitteilungen an die Hand gieng, fügen wir noch bei, wie oft die großen Werke Bachs hier aufgeführt worden sind. Die Johannispassion kam

Dem Aufschwung der Sechziger Jahre folgte die große Entwicklung unseres musikalischen Lebens in den Siebenziger Jahren, die mit der Erbauung des Musiksaals ein gewisses Ziel erreichte und zugleich in noch breitere Bahnen geführt wurde. Die erste Notiz über die Notwendigkeit eines größeren Konzertlokals steht im Protokoll der Konzertgesellschaft zur Sitzung vom 4. November 1853. Es heißt dort: „Der Gesangverein bringt zwei Punkte in Anregung, erstlich die Bildung einer eigentlichen Kapelle, zweitens die Zugänglichmachung der Musik für ein größeres Publikum.“ Die Kapellgesellschaft konstituierte sich dann im Jahre 1855. Herrn Riggerbach dürfen wir wohl auch als den Vertreter und Förderer der zweiten Idee ansehen. Unter andern Anträgen, die er in der Sitzung der Konzertdirektion vom 26. April 1856 brachte, war auch die Forderung des Baus einer Tonhalle; das Protokoll sagt dazu: „Die wichtigen und wohl überdachten Ratschläge des Herrn Riggerbach werden in Bedacht genommen.“

Man verstieg sich damals blos zu einer Erweiterung des oberen KasinoSaals. Aber im Mai des Jahres 1868, als die Aufführung der Faustscenen von Schumann die Unzulänglichkeit der für größere Konzertveranstaltungen verwendeten Räumlichkeiten dartat, richtete wiederum Herr Riggerbach mit Ernst Reiter und Rudolf Kaufmann zusammen einen Aufruf an die Musikfreunde, um das Bedürfnis einer Tonhalle weiteren Kreisen darzulegen und an Hand von ausgestellten Plänen die leichte

viermal zu Gehör, 1861, 1874, 1880, 1892, die Matthäuspassion achtmal, 1863, 1865, 1870, 1876, 1885, 1889, 1896, 1899, das Weihnachtsoratorium zweimal, 1862 und 1886, die H-moll-Messe dreimal, 1882, 1888, 1900, Bach'sche Cantaten kamen in vierzehn Konzerten zum Vortrag. Wer einen Blick tut namentlich auch auf die solistische Ausstattung der Konzerte in den Sechziger und Siebenziger Jahren, der wird leicht erkennen, welchen Einfluß auch in dieser Beziehung die im Hause Riggerbach der Kunst erblühende Pflege gehabt hat.

Möglichkeit der Baute zu zeigen. Als dann im März 1871 die Kommission der Kapellgesellschaft und die Konzertdirektion gemeinsam über die Sache berieten, ließ man Herrn Riggenschbach das erste Botum, und er konnte sagen, daß er die Idee einer Tonhalle schon seit bald zwanzig Jahren verfolge. Seine Worte und Vorschläge waren von besonderer Bedeutung; er stand damals als Präsident der Konzertdirektion und hervorragendes Vorstandsmitglied der Kapellgesellschaft und des Gesangsvereins im Mittelpunkt der Leitung unseres musikalischen Lebens. Groß war im Jahr 1876 dann seine Freude, als es durch alle Hindernisse und Schwierigkeiten hindurch endlich gelungen war, der Musikunst in Basel ein so schönes Heim zu schaffen.

Wo solch' ein Interesse für die Kunst vorhanden war, da konnte es nicht fehlen, daß auch dem Künstler die größte Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Vor allem trat das zu Tage dem Ehepaar Walter-Fastlinger und später Walter-Strauß gegenüber; es ist herzerfreuend, in ein so schönes Freundschaftsbündnis hineinzusehen, wie es seit der ersten Berührung durch alle Jahre hindurch zwischen dem Walter'schen und dem Riggenschbach'schen Hause bestand. Wie viele Abende wurden gemeinsam verbracht, wochenlang wohnte man zusammen auf dem schönen Landsitz und unterbrach den dauernden Aufenthalt etwa durch fröhliche Reisen. Die Kompositionen Walters, denen von unserer Zeit mehr Beachtung geschenkt werden dürfte, schätzte der Freund sehr hoch; um ihn zu vermehrtem Komponieren anzuspornen, bot er ihm eines Tages nicht nur Wohnung für die Familie im Nebenhaus des Kettenhofs an, sondern auch die Bezahlung der gesamten Summe, welche die Klavierstunden eintrugen, aus seiner Kasse. Er hat wohl von Herrn Walter etwa die Antwort bekommen, wie im Jahre 1862 von Frau Klara Schumann. Da ein zweites öffentliches Konzert dieser Künstlerin in Basel nicht hatte zu stande kommen können, wollte Herr Riggenschbach ihr für ein Hauskonzert die Summe aussetzen, die

sie von einem öffentlichen Konzert als befriedigende Einnahme angesehen hätte. Sie fand das nicht annehmbar unter Freunden. Walters Ablehnung des freundlichen Anerbietens wird ähnlich gelautet haben. Die Beiden standen sich nahe durch ihre musikalischen Kenntnisse, die Charaktere waren eher verschieden, Riggenbach von überschäumender Begeisterung, Walter der feine, aber durchaus nüchterne Beurteiler; doch das Komplementäre zieht sich oft mehr an als das Ähnliche; es macht Riggenbachs Selbstkritik alle Ehre, daß er gerade den immer in nächster Nähe behielt, der seinem stürmischen Geist am ehesten einen Dämpfer aufsetzen konnte. Wir durften auch einen Blick tun in Walters Tagebuch; da findet sich für vieles ein eigentümliches Spiegelbild. Mochte sich Herr Riggenbach in der Freude des Mitwirkens etwa über Mißerfolge bei Konzerten hinwegtäuschen, in den von Walter halb italienisch, halb deutsch redigierten Notizen wird Ausführung und Erfolg vor eine ruhige Kritik gezogen, und das Ermüdende der Arbeit findet etwa seine Bezeichnung in Ausdrücken wie: „Jetzt aber genug Musik, lo sento in tutti membri.“ Walter hatte Schumanns Bedeutung zuerst herausgeföhlt und zur Geltung gebracht; wenn nun aber Kirchner da war und man auf den Abend für seine Vorträge Schumann'scher Klaviermusik keinen, der nicht von Schumann begeistert war, sondern nur „Gläubige“ einladen durfte, so ging ihm dieser Kult des Komponisten zu weit, und wenn namentlich seit der Anwesenheit der Frau Schumann die Begeisterung für den großen Romantiker fast zur Leidenschaft wurde, so schrieb er etwa in sein Tagebuch: „sera noiosa con il suo Schumann-enthusiasmus.“ Den gefeierten Klavierkünstler Kirchner konnte er für die Gesellschaftsunterhaltung abtun mit dem Worte: „Kirchner schwadronava troppo.“ Wir dürfen den Wert des Umgangs mit diesem kühleren Kunstverständigen für das, was Riggenbach nach außen hin erreicht hat, nicht zu gering anschlagen.

Die großen Aufführungen im Gesangverein und in den Abonnementskonzerten brachten aber zahlreiche fremde Künstler nach Basel, mit denen Riggerbach fast durchweg in persönliche Beziehung trat. Das allezeit gastfreundliche Haus machte der Stadt Freunde, so daß die ausgezeichnetsten Vertreter der Kunst nicht nur für Konzerte, sondern auch sonst gern hier weilten; die Besuche eines Brahms, einer Klara Schumann, eines Joachim, Stockhausen, David, Bülow, Kirchner, Bruch und wie sie alle heißen, kamen unserm musikalischen Leben sehr zu statten, stellten aber an das gastliche Haus oft unmögliche Anforderungen. Man hatte schon den Mitgliedern des Kränzchens gegenüber Haus und Tafel offen gehalten, wie das wohl im damaligen Basel unerhört war. Am Samstag Abend Konzert im Hause mit siebenundzwanzig Sängern und im Ganzen über hundert Zuhörern, zum Teil auch von weiter her; ein fremder Musikdirigent logierte im Hause. Man hatte natürlich für das Konzert und die nachfolgende Gastierung das ganze Haus umräumen müssen. Sonntag früh um sechs Uhr leitete Herr Riggerbach die Herstellung der alten Ordnung und half selbst, ausgehängte Türen wieder einsetzen und Möbel an ihren rechten Ort bringen, daß der Gast erstaunt war, beim Frühstück schon alles wieder in der alten Ordnung zu sehen. Auf den Sonntag Abend aber wurde dem auswärtigen Musikfreund zu Ehren wiederum eine Soirée musicale veranstaltet, wofür die Musiker Abel und Rahnt „erst nach vielem Laufen“ vom Theaterdienst konnten losgebeten werden, damit sie im Quartett mitspielten; auch eine nette Zahl Singender fand sich für die improvisierte Veranstaltung zusammen. Das ist das Bild des Hauses, wie es sich oft darbot. Walter sagt zu jenem Sonntag Abend nur, man sei schon zu ermüdet gewesen vom Tage vorher.

Der Belchensspaziergang des Kränzchens war besonders schön ausgefallen; für sechs glückliche Menschen, die durch diesen Anlaß zu drei Paaren geworden waren, sollte er eine der

fröhlichsten Erinnerungen für's Leben sein. Aber man hatte der Fröhlichkeit noch nicht genug getan bei der Heimkunft, man lud sich einfach zu Riggensbachs ein pour manger les beaux restes; mit einem Nachzügler, der den Ausflug nicht mitgemacht hatte, waren es zweiundzwanzig Personen zum Nachtessen. Einen kecken Scherz erlaubte sich einmal eine Gesellschaft von Herren, unter der Führung eines der ältesten Freunde Fritz Riggensbachs. Sie waren auf einen bestimmten Tag zum Abendessen eingeladen, erschienen aber in Gesellschaftstenuue einen Tag zu früh, um zu probieren, ob irgend etwas imstande sei, das gastliche Haus in Verlegenheit zu setzen; es war eines der fröhlichsten Nachtessen, dem dann Tags darauf das offizielle folgte. Und wenn schon die gewöhnlichen Sterblichen auf die abenteuerlichsten Gedanken verfielen, um die Leistungen der Gastfreunde auf die Probe zu stellen, was wird erst der Künstlerlaune eingefallen sein an tollen Ansprüchen? Man könnte eine Sammlung von Anekdoten zum Besten geben über das, was das Böcklein der Künstler hier verübt und verlangt hat; denn, man weiß es ja wohl, das Aufregende der musikalischen Produktion und Komposition macht sich fühlbar in gesteigerter Empfindlichkeit gegen äußere Dinge, die einem normalen Menschen absolut gleichgültig sind; die ganze Haushaltung und Hausordnung mußte gestimmt werden auf die besondere Anlage der Gäste.

Den Einzelnen zu befriedigen und zu erfreuen, ist noch verhältnismäßig leicht, aber in diesem Hause weilten oft drei, vier oder ein halbes Duzend miteinander. Und nun muß man mit solchen Herrschaften auch umgegangen sein, um zu wissen, aus welchen kleinlichen Ursachen die große schöne Ruhe des hohen Geistes sich plötzlich in üble Laune verwandeln kann, so daß aus dem mildstrahlenden Künstlerauge die Zornesblitze des gewöhnlichen Sterblichen schießen.

Am 3. November 1861 saß eine fröhliche Gesellschaft an der Tafel. Einer der Künstler war auf den andern Tag zur

Jagd eingeladen; Kirchner, der in der übermütigsten Laune war, schloß einen seiner Toaste mit dem Vorschlag, den ersten Hasen leben zu lassen, den der Kunstgenosse am andern Tag erlegen werde. Der Angriff auf des großen Sängers Treffsicherheit wurde krumm aufgenommen, derselbe entfernte sich und wurde den Abend nicht mehr gesehen. In solchen Fällen hat der Hauswirt und hat namentlich auch die Hauswirtin in taktvoller, unwiderstehlicher Weise die Eintracht wieder herzustellen gewußt. Der kommende Tag brachte Regen, die Jagd fand nicht statt, und der Hase blieb wirklich leben. Von Morgen bis Abend aber musicierten die beiden Künstler zusammen, die auch sonst eng befreundet waren. Am Vormittag wurden vierhändig alle möglichen Symphonien gespielt, im Nachmittag kamen, indem man noch Zuzug beibrachte, fast alle Soli und Chöre aus Schumanns Faust zum Vortrag, es war einer der schönsten musikalischen Tage, die das Haus erlebte.

Einmal war die Familie eben mit Kisten und Koffern und mit einem schwerkranken Freunde, welcher der Pflege bedurfte, von der Bechburg heimgekehrt, da stellten sich unangemeldet Brahms und Joachim ein und baten um Unterkunft. Es wurde ihnen gezeigt, daß es in diesem Momente unmöglich sei, sie aufzunehmen. Als aber Brahms sagte: „Lieber in Threm Hause bei Wasser und Brot, als im Gasthof“, da widerstand man nicht länger. Die Konzerte, welche die beiden in Basel hatten geben wollen, kamen nicht zustande; die gastliche Familie teilt in solchem Falle noch die gedrückte Stimmung der Gäste. Aber diese Gesinnung hält beim Künstler nicht an; was die beiden dem großen Publikum nicht hatten bringen können, das trugen sie um so flotter und hingebender in Morgen- und Abendkonzerten dem kleineren Kreise Muserwählter vor. Da gab es oft weihewolle Stunden, die dauernden geistigen Genuß brachten, „wenn sich“, wir folgen dem Bericht eines Mitgenießenden, „Theodor Kirchner an den Flügel setzte und, das vornüber ge-

beugte, unschöne, aber geistvolle Gesicht vom dunkeln Haarwald verschattet, wie im Traum vor sich hinspielte, Schumann'sche Liederthemen mit eigener Erfindung verbindend, bis dann vom obern Stock Julius Stockhausen, helläugig und langbärtig, wie ein Priester aus der Zauberflöte, den Triumphgesang Fausts: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn!“ als Vorübung vor sich hinschmetternd, die Treppe herabkam und nun die beiden zusammen den „Flutenreichen Ebro“ und das ganze spanische Liederspiel improvisierten, bis der gesamte Kettenhof, vom Hausherrn bis zum letzten musikalischen Bureauangestellten, um sie versammelt war.“ Schön auch muß es gewesen sein, wenn Brahms sein F moll-Quintett, sein G moll-Quartett mitspielte und so der Meister selbst seine Kammermusikwerke einführte, wenn Frau Schumann mit Friedrich Hegar Sonaten ihres verstorbenen Gatten für Pianoforte und Violine vortrug, oder wenn sie mit Kirchner vierhändig auf einem oder zwei Klavieren Kompositionen von Mendelssohn und Schumann spielte.

Stockhausen, der für Herrn Riegenbach mit Recht das Ideal eines Sängers war und blieb, war namentlich zur Zeit, da er in Colmar Musikdirektor war, der oftmalige und allezeit willkommene Gast des Hauses, das durch die Gastfreundlichkeit der Hauswirte zum Vereinigungspunkte hochstrebender Künstler aus Nah und Fern geworden war.^{*)} Da boten vor dem fein zusammengestimmten Freundeskreis die Jünger der Kunst in edelm Wettstreit die Gaben ihrer Muse dar und erschlossen Geist und Herz, als befänden sie sich in der Welt ihrer Wahl. Was

^{*)} Zwei einander noch unbekannte Gäste saßen einst nebeneinander zu Tisch im Kettenhof; indem sie sich gegenseitig vorstellten, ergab es sich, daß sie zufällig die beiden jüngsten Mitglieder des „Institut de France“ waren. Der eine war ein Vertreter der bildenden Künste aus Basel, der Kupferstecher Friedrich Weber, der andere der noch lebende Violinvirtuose Joseph Joachim.



der Umgang mit solchen bedeutenden Menschen den Gastgebern brachte für die Vertiefung der eigenen Persönlichkeit, läßt sich leicht ermessen und mag sich auch in der geistigen Frische und der ungetrübten Lebensfreude des ehrwürdigen Greises noch ausgesprochen haben; es war ein geistiges Genießen, welches die Empfänglichkeit erhielt.

Obwohl das Ehepaar Riggerbach immer der Meinung war, weit mehr zu empfangen, als zu geben, wußten doch auch die Gäste, was ihnen das Haus bot. Am meisten zog dieselben die persönliche Liebenswürdigkeit, das musikalische Verständnis und die geistige Bedeutung der freundlichen Gastwirte an; vor anderen Berufsarten hat der Künstler, der gewissermaßen sein Herz der Öffentlichkeit hingibt, das Bedürfnis, in der Fremde mit tüchtigen und guten Menschen zu verkehren, und die traf er hier. Drum wurde auch die Freundschaft durch treue Anhänglichkeit erwiedert.

Man war fast zur Künstlerfamilie geworden und traf oft auch außerhalb Basels zusammen. Ein improvisiertes Konzert auf Rigi Kaltbad im August 1861, wo Stockhausen die „Löwenbraut“ von Schumann und zwei Lieder des ebenfalls anwesenden Kirchner sang, wo Frau Schumann mit Joachim die Kreuzersonate von Beethoven auswendig und letzterer gleichfalls ohne Noten eine herrliche Bach'sche Suite spielte, versetzte Herrn Riggerbach nach seinem eigenen Bericht in eine unbeschreibliche Stimmung von Ergriffenheit, wie er's noch nie erlebt hatte. Solche Entgegennahme verspürt der Künstler während der Durchführung seines Vortrags und gibt, was er kaum je im öffentlichen Konzerte zu geben vermag.

Ihre zweite Heimstätte hatte die Familie Riggerbach auf der Betsburg. Zur Zeit der Geschäftsferien fand sich die ganze Familie gewöhnlich dort oben vereint; in manchen Jahren brachte die Gattin mit den Knaben fast den ganzen Sommer dort zu, während Herr Riggerbach blos Samstags am späten Abend

kam und in der Morgenfrühe des Montags wieder zu seinen Geschäften zurückeilte. Der Hauslehrer, der dort oben seines Amtes wartete, hätte leicht im Fall sein können, gar nicht zu wissen, welcher Berufsarbeit sein Hausherr obliege; denn mit dem Staub von Basel waren die Geschäftsgedanken und die Geschäftsjorgen wie abgeschüttelt.

Wir freuen uns dieses stilleren Aufenthaltes besonders auch für die Gattin. Sie hat das ganze so reich bewegte Leben des Gatten mitgemacht, immer bereit, ihre freudige Theilnahme jedem Beginnen desselben entgegenzubringen und zu erhalten. Es war oft viel Unruhe, und die Last, welche alle die Veranstaltungen brachten, hätte ihr wohl etwa drückend erscheinen können, wenn sie es nicht vermocht hätte, die Lust seines Erlebens auf Schritt und Tritt mit ihm zu teilen. In der ausgesprochensten Neigung stimmten die beiden völlig überein; die musikalische Befähigung der Gattin entsprach der seinigen, und ihre stimmliche Begabung mußte sie zu froher Ausübung des Gesanges treiben. Es mögen von den schönsten Freuden der Ehegatten gewesen sein, wenn sie zu schönen Aufführungen reisten; und wie sie sich nahe standen in gleichartigem Empfinden größter musikalischer Eindrücke, kann man sich vorstellen, wenn man weiß, daß, wie in gar vielen sonstigen Konzerten, so auch in jener ersten Aufführung der Johannispassion Frau Riggerbach neben einem Stockhausen und andern Künstlern vom Fach die berufene Solistin für die Altpartie gewesen ist. Daß es gerade jenes tiefreligiöse Werk Bachs war, dem die beiden in geistiger Gemeinschaft so hohes Interesse entgegenbrachten, läßt uns noch in einen tiefern Untergrund ihres Gattenglüces hineinschauen.

Auf der Wechburg fand auch die Gattin einen etwas ruhigeren Aufenthalt. Sie hätte ihrem ganzen feinen Wesen nach gar wohl in jene poetische Zeit gepaßt, wo den Frauen Ehre zu geben der Tapsern schönstes Streben war, und sie



schickte sich gut in die Rolle der Burgfrau, mit Muttertreue die Erziehung der Kinder zu leiten und dem aus dem Getriebe des Tages zurückkehrenden Gatten die Ruhe des Heims zu schmücken, wie wir es lesen von den ritterlichen Frauen von Jaxthausen und andern Schlössern. Vielleicht war von jeher ein Zug zu stillerem Wesen in ihr; jedenfalls förderten die Erlebnisse diese Neigung. Die beiden blühenden Töchter starben den Eltern rasch nacheinander, die eine aus froher Gesundheit heraus nach einer Krankheit von bloß einigen Tagen, die andere an der Schwindsucht nach längerem Siechtum. Da war die Einsamkeit erwünscht, und nur allzu willig gab sie sich vielleicht dem Schmerz um die Toten hin, so daß des Gatten rühriges Wesen ein Heilmittel war, den Mitlebenden ihre Teilnahme zu erhalten.

Es herrschte auch auf Bechburg noch Leben und Bewegung genug, und das Album des Schlosses hat viele schöne Momente für die Erinnerung festgehalten. Ein glänzendes Fest voll poetischen Reizes gab's dort oben am 2. September 1869, als Herr Walter seine zweite Gemahlin heimführte und auf Schloß Bechburg die Künstlerhochzeit gefeiert wurde. Frau Walter-Strauß war in dem Freundeskreise durch ihre Kunst und ihren Charakter die willkommene Genossin; wie manche glückliche Stunde wurde verschönt durch ihren künstlerisch vollendeten Gesang, und wie konnte sich allen voraus der Schloßherr freuen, wenn unter freiem Himmel an schöner Stelle ihre frohmütigen Schweizerlieder ertönten! Im ganzen brachte der Aufenthalt auf dem Schloß in der schönen ländlichen Gegend eher stillere Freuden, und auch wenn gute Freunde erschienen, so war's eine anspruchslosere und darum nur um so intimere Gastfreundschaft, deren Genuß einem zu Teil ward. Bechburg war damals vom Verkehr noch viel entfernter als heute. Die nächste Bahnstation war Olten, das nächste Telegraphenamt Balstal. Es mußte dort doch vieles wegbleiben, was das Stadtleben unruhig machte, und, ohne die Möglichkeit des plötzlichen Kommens und Gehens,

war man mit denen für längere Zeit und in engerem Anschluß verbunden, mit denen man sich eins fühlte im tieferen Erfassen vieles Schönen. Die auserwählte Gesellschaft mochte sich wohl etwa vorkommen, wie dem Staube des gewöhnlichen Daseins entrückt. Wenn die Schatten des Abends sich senkten auf die schöne Gegend, und jetzt im Dämmerlichte die Saiten erklangen, um eines Künstlers innerstes Empfinden auszusprechen, wenn dann ein rasches Aufglühen der mächtigen Alpenkette, die gerade jenseits des Tales sich hinzuziehen schien, gleichsam die Strahlen eines andern Tages sandte, dann vereinigte sich Natur und Kunst, um das Herz zu erquicken.

Doch das Leid scheut nicht zurück vor solchem schönen Glück. Im Jahre 1888 starb auf Bechburg nach längerem Kranksein, doch unerwartet plötzlich der ältere Sohn. Die Jahre kamen heran, da der Zug zur Stille, der die Gattin beherrschte, sich auch beim Gatten mehr und mehr einstellte; seine Aufenthalte auf der Burg fern von dem rauschenden Leben der Stadt verlängerten sich; im Jahre 1893 zog er sich vom Geschäfte zurück, und seine Anwesenheiten in der Stadt bekamen jetzt die kurze Dauer, wie einst seine Besuche auf dem Landsitz. Das Zusammenleben war geregelt durch jenen stärksten Trieb, der beiden Gatten eigen war, andern Freude zu machen. Jeden Wunsch, den man dem andern ablauschen konnte, suchte man zu erfüllen; man durfte, was etwa hätte erwünscht sein können, auch durch die Dienerschaft nicht aussprechen lassen, sonst eilte beim Besuch in der Stadt der Schloßherr von einem Magazin zum andern, bis er das Gesuchte fand. Die Liebe zu den Angehörigen hatte ja immer sein Handeln geleitet, Bechburg hatte er übernommen, weil ihm das Schloß lieb war als letzter Aufenthaltsort seiner Mutter, und in die geschäftlichen Beziehungen zu Davos war er eingetreten, weil sein krankes Kind dort Genesung gesucht hatte. Jetzt kam dieser Familiensinn noch zur ungestörtesten Entfaltung, er verband die Gatten, und er

kam ganz besonders auch den Großkindern zu gute, die der nimmer rastende Großvater zu Interessen und Kenntnissen zu führen wußte, wie sonst niemand es gekonnt hätte.

Am 19. Juni 1899 durfte das Ehepaar in seltener körperlicher und geistiger Frische die goldene Hochzeit feiern. Die Jubilare durften mit froher Zufriedenheit auf ein schön und nützlich vollbrachtes Leben zurückschauen, und die Mitfeiernden konnten sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß das Glück unseres Daseins im geistigen Leben seine Wurzeln hat. Noch einmal bot die Burg das Bild des einstigen Lebens, die Freunde erschienen zahlreich zum Fest, Glückwunsch folgte auf Glückwunsch, die allseitige Teilnahme mußte die mit dem goldenen Kranz geschmückten Ehegatten erfreuen, und des Festes Zierde war die Schar der Enkelkinder, welche so leicht den Weg zum Herzen der Großeltern gefunden hatten. Aus seinen Aufzeichnungen ersehen wir, daß eine bescheidene Ovation Herrn Riggensbach besonderes Vergnügen bereitet hat. Seine Bestrebungen auf musikalischem Gebiet waren nicht immer vor übelmögendem Urteil geschützt gewesen. Als jetzt bei der Hochzeitsfeier eine Urkunde verlesen wurde, durch welche er zum Ehrenpräsidenten des Gesangsvereins ernannt und seiner Gattin das Ehrenpräsidium über das Damenkomitee jener Gesellschaft übertragen wurde, da mag er in aller Bescheidenheit die Empfindung bekommen haben, er habe es erleben dürfen, daß ihrer beider gutes Streben unwidersprochene Anerkennung gefunden habe. Der Akt der Überreichung der Urkunde war eingeleitet und abgeschlossen durch Gesänge eines Doppelquartetts von Mitgliedern des Gesangsvereins. Sie mögen den überraschten Beiden aus dem gewölbten Brunnenhause herauf entgegengeklungen haben wie der Ton von alten, lieben Liedern, die sie einst hinausgesendet hatten, und deren Widerhall jetzt zurückkam, sie zu erfreuen.

Auch in der Folgezeit freute einen an dem greisen Mann der lebendige, für alles empfängliche Geist und das Gedächtnis,

das für nichts Vergangenes versagte und immer noch zulernte. Auch jetzt noch war das musikalische Interesse am stärksten, und der Genuß großer Meisterwerke der Tonkunst rief ihn oft in die Stadt und begeisterte ihn, wie nur je. Seinem oft bewährten Zug, das Gute zu nehmen, wo man es finde, entsprach es, daß er im Juni 1903 noch alle Konzerte des Tonkünstlerfestes in Basel besuchte und sich wie ein Junger in das Festgetriebe hineinbegab. Er schrieb darüber an Stockhausen, mit dem er in besonderer Freundschaft verbunden geblieben war; im Ablehnen und im Annehmen von dort gebotenen Gaben zeigt er einen sicheren Standpunkt des Genießens und der Kritik.

Im ganzen aber waren nun auch für dieses bewegte Leben die stillen Stunden gekommen, da mehr nur aus der Erinnerung noch die Freuden herantönen wie ferner Sang, da auch, was Leidvolles empfunden ward, sich einfügt in die Harmonie des Lebens. In stiller Sammlung mag er auf die Lebensreise zurückgeblückt haben, wenn ihm an Sonntagabenden etwa noch die Gattin nebst andern Gesängen Schuberts „Kreuzzug“ vortrug, der ihm ein Lieblingsstück war. Und was klang nicht alles hinein, wenn er am Flügel saß und seine Phantasien sich frei ergehen ließ über den Choral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“; das war wohl nach Text und Melodie das Lied, von dem sein ganzes Leben und sein ganzes Haus durchströmt war. Wir brauchen von seiner Religiosität nicht weiter zu reden; jedes liebevolle Erfassen von Werken der Schöpfung und von Gaben göttlichen Geistes ist im tiefsten Grunde nichts anderes als Liebe zum Schöpfer und Hinhorchen zu Gott.

Die milde und wohl auch heiße Sommerszeit war vorbei; die tausend Regungen und Bestrebungen, die sein Leben erfüllt hatten, es waren schwirrende Schmetterlinge gewesen. Jetzt war die stille Zeit des Herbstes und des Winters eingetreten, da galt es, die Beute zu mustern, zu prüfen, was Wert hatte, und was gleichgültig war, die nutzlosen Falter wegzuworfen,

die kostbaren Stücke sachte zu befestigen, mit feinfühligter Hand zu entfalten und sich zu freuen an dem wunderbaren Farbenglanz. Es las ihm wohl auch einer vor zu dieser stillen Beschäftigung, und so fesselnd war der Inhalt des Buches, daß er mit einemmale nur noch dem Geiste lauschte, aus dessen Reich die Worte zu ihm hintönten, und die Arme sinken ließ, die rüstig eben noch die Arbeit verrichtet hatten.

